

BUNTE WELT

Nr. 38

Unterhaltungsbeilage

1934

Betrieb um Mary

Skizze von Grete Eibins

Mary Goulds Uroprojektern hatten ihr schweres Einwandererleben im Westen Amerikas als Holzfäller begonnen. Aus dem Schwarzwald kamen sie, und in ihrem Testament, das eine Reihe städtischer Vermächtnisse aufwies, fand sich auch der Satz: „Zehntausend Dollars, bestimmt für den Bau einer Schule in Herdingen“. Ihre Kinder waren bereits weniger sentimental und Heimattreu. Mary aber, die „letzte ihres Stammes“, einzige zukünftige Erbin von ungezählten Millionen Dollars, die in riesigen Wäldungen, Farmen und Bergwerken steckten, wußte kaum noch etwas von der proletarischen Herkunft ihrer Ahnen. Und wenn — so erinnerte sie sich nicht gern daran. Es genügte ihr, daß sie zu den Ersten der oberen Zehntausend von New Yorks Fifth Avenue gehörte, und keine Veranlassung lag vor, über die Herkunft des riesigen Vermögens nachzudenken, das täglich, nein stündlich durch die Leiden und Entbehrungen von vielen tausend Männern und Frauen vermehrt wurde. Diese arbeiteten in den dichtesten Urwäldern der Adirondacks, in den Bergwerken von Minnesota und auf den Steppen des Westens. Nur für Mary. Für ein junges zweiundzwanzigjähriges Mädchen, das reizend und verwöhnt war, über jebiel Bildung verfügte, wie eine Millionenerbin sie unumgänglich benötigte — also nicht eben übertrieben — und die außer ihrem amerikanischen Slang noch Londoner Englisch und Pariser Französisch beherrschte. Im übrigen war Mary ein sehr hübsches Mädchen: schlank und wohltrainiert, mit den engen festen Knöcheln ihrer Schwarzwälder Ahnen. Das Haar blond, die Augen blau, der Mund frisch und dies alles in jenes strahlend lachende Lächeln gelegt, das man dort drüben „keep smiling“ nennt. So glückte sie ganz der Vorstellung, die man sich im alten Europa von einer „Mary“ macht.

Kurz nach ihrem dreiundzwanzigsten Geburtstag starben beide Eltern. Die Zeitungen brachten das Bild der jüngsten „Dollarprinzessin“ in großer Aufmachung und mit sensationellen Ueberschriften. Etwa so: „Schönstes Mädchen New Yorks wird auch das reichste“. Oder: „Wer heiratet die Königin der Adirondacks?“ Manche Blätter, die auf das romantische Gefühl ihres kleinbürgerlichen Lesepublikums spekulierten, stellten die junge Erbin nicht in Gala-Toilette, juwelengeschmückt, dar. Deren Reporter hatten Dienerschaft und Bosen betochen, damit diese ihnen Photographien von Mary verschaffte. Photographien, auf denen sie in ländlicher Tracht beim Melken einer Kuh dargestellt war. Auch solche, die sie zeigten, ein Kätzchen im Arm, der Hintergrund eine Weinrebenlaube. Diese Szenen trugen dann in den Magazinen die Unterzeilen: „Marys Glück in der Heimat“, „Die schlichte Erbin eines Riesenvermögens“, „Jeder muß sie lieb haben“ etc.

Es gab viele Menschen, die sie gar nicht liebten. In den Adirondacks z. B., in Minnesota und auf den Farmen des Westens. Aber davon erfuhr Mary nichts. Wie sollten diese

Stücke, ausgestoßen von Namenlosen, sie auch erreichen? Ein Stab devoter Sekretäre nahm der Dreiundzwanzigjährigen alle jene Verwaltungsarbeiten ab, von denen sie doch nichts verstand. Ab und zu empfing sie huldvollst den Besuch eines Mannes, den man ihr als Generaldirektor oder sonstigen hohen Verwaltungsbeamten aus Bergwerk, Waldbesitz und Farm vorstellte. Dieser sagte ihr viele artige Worte und versicherte seine Ergebenheit. So schnell wie möglich brachte man dann das Thema auf etwas, was Mary Gould brennender interessierte als der Ausbau ihres Vermögens, das ja sowieso, dies wußte sie schon, ohne eigenes Zutun unaufhörlich anwuchs. Zum Beispiel auf Sport und Segelachten, auf die Saison in London und auf die neuesten Errungenschaften der Pariser Juweliers in der Rue de la Paix.

Besonders dieses dritte Thema liebte Mary. Geradezu krankhaft war ihre Vorliebe für Juwelen. Sie sammelte kostbare Steine, Schmuckstücke in seltenen aniken und modernen Fassungen, wie andere Leute Briefmarken oder Postkartenbilder. Ihr Privatsekretär hatte einen Stab von Fachleuten engagiert, die immer auf der Suche waren nach kostbaren und besonderen Juwelen. Als Mary Gould in diesem Frühjahr beschloß, zur Erholung ihrer vom Trauerfall angegriffenen Nerven nach Europa zu fahren, betrug allein der Vermögenswert ihrer Juwelen sechsunddreißig Millionen Dollars. Sie engagierte deshalb zu ihrer persönlichen Ueberwachung einen Detektiv, der sie, den Revolver in der Tasche stets gespannt, auf Schritt und Tritt begleitete und auch auf dem Schiff seine Kabine neben der ihren haben mußte. Denn Mary hatte einen besonderen Spleen. Es gibt viele Frauen auf der Welt, die kostbaren Schmuck besitzen. Doch — seltsame Tatsache unseres Systems. Diese Frauen tragen meist nur täuschend gutgemachte Imitationen. Ihre echten Juwelen aber liegen in den Safes und Tresors großer Banken, wo sie von schlechtbezahlten Angestellten bewacht werden. Dort holt man sie nur bei besonderen Gelegenheiten hervor. Läßt sie sich unter polizeilicher Bewachung bringen und wieder zurücktransportieren. Man sieht, die reichen Leute haben auch ihre Sorgen.

Doch wie gesagt: Mary hatte einen Spleen. Sie trug stets nur die echten Präziosen. Mit der Naivität eines Kindes, mit der Unbefangenheit sich zu freuen, die sicher aus dem Blut ihrer Ahnen, der Schwarzwälder Holzfäller, stammte, hing sie an dem schimmernden und glitzernden Kram. So schnippisch und überheblich sie oft war, so launenhaft und exzentrisch mit einem Wort, so unersaglich — beim Anblick eines purpurnen Rubins, eines Smaragds, von der grünen Tiefe des unendlichen Meeres, beim strahlenden Blau der Saphire und bei den schimmernden Tropfen seltener Opale geriet sie geradezu in ein Stadium der Verzückung. Mit Händen, die vor Erregung zitterten, wühlte sie oft in den Schalen aus Gold und in den Etuis aus Elfenbein, die den unermeßlichen Reichtum

eines großen Kindes beherbergten. Einmal sah sie so. Minutenlang. Versunken in die Betrachtung eines taubeneigroßen ungechliffenen gelben Diamanten. In diesem Augenblick wagte sie ihr bevorzugter Privatsekretär zu hören. Auf der Kohlengrube „Mary II“ in Minnesota sei Streil ausgebrochen. Die Bergarbeiter forderten Erhöhung der Löhne, Herabsetzung der Arbeitszeit. Selbstverständlich habe man diese Forderungen abgelehnt und die Regierung bereits um Schutz für die Arbeitswilligen ersucht. Immerhin — der Streik dehne sich aus und finde seine legale Unterstüßung durch die Gewerkschaften. Sie brauche sich selbstverständlich keine Minute den Kopf zu zerbrechen. Doch er halte es für seine Pflicht, sie zu informieren.

Die Besitzerin von „Mary II“ hob das reizende amerikanische Köpfchen, erst unwillig, dann nachdenklich. Schließlich fragte sie: „Was sind denn das für Leute, die arbeiten, wenn die anderen nicht wollen?“ Der Sekretär sagte nach kurzem Zögern: „Wir nennen sie Arbeitswillige, a n d e r e nennen sie Streikbrecher.“ — „Und warum tun sie das?“ forschte Mary — ausnahmsweise interessiert — weiter. Der Mann vor ihr geriet in Verlegenheit. Schließlich meinte er: „Weil sie mit den Arbeitsbedingungen zufrieden sind.“ „Gut,“ sagte Mary und warf den Kopf zurück, „so sollen es die anderen auch sein.“ Damit war das Gespräch für sie beendet. Die junge Königin gab ihrem Untertan das Zeichen zur Entfernung. Dann nahm sie wieder den gelben Diamanten in die Hand, begann ihn von neuem zu betrachten, andächtig und mit der Ernsthaftigkeit eines Tieres.

Benige Tage später fielen Mary, als sie an Deck spazieren ging, die finsternen Blicke einiger Matrosen auf, die sie scharf beobachteten, wie sie hin- und herschritt, im funkelnden Glanz ihrer Juwelen. Sie wunderte sich sekundenlang, da sie nur gewöhnt war, mit Blicken des Entzückens und der Ergebenheit betrachtet zu werden. Doch dann vergaß sie es schnell wieder. An jenem Tage waren kurz vorher zehn streikende Arbeiter der Kohlengrube „Mary II“ im Kampf mit Streikbrechern von Regierungstruppen erschossen worden. Der Funkstation des Schiffes hatte eine große Zeitungsgesellschaft die Nachricht übermittelt. Die Matrosen erfuhr es und auch, daß die Besitzerin jenes Bergwerks, das „reichste Mädchen der Welt“, sich an Bord ihres Dampfers befand.

Während man die Leichen der Erschossenen begrub, während ihre Angehörigen vor Qual und Hunger am Verrecken waren, betrat Mary europäischen Boden. Frauen und Kinder der im Kampf um ein besseres Dasein Gefallenen trieb man aus ihren armeneligen Hütten; Mary jedoch mietete am selben Tag für sich und ihren „Stab“ eine Nacht von Zimmern im Palace-Hotel am Lido. Die unglücklichen Hinterbliebenen tusten an diesem Abend nicht, wo sie das Brot für sich und ihre Kinder hernehmen sollten, Mary speiste zur gleichen Stunde ein ausser-

lesenes Souper. Sie verzehrte die köstlichsten Delikatessen in Gesellschaft eines sogenannten "Fashionablen" Publikums, das sich aus allen Parastiten der Erde zusammensetzte: aus überhähten Filmstars, Königen und Prinzen, Bankiers, Großindustriellen und sonstigen Menschengusbeutern. Dabei waren einige von ihnen persönlich geradezu reizende Leute. Zum Beispiel der König aus dem Norden, der jeden Morgen schon um 5 Uhr Tennis spielte. Oder die rot-haarige Filmschauspielerin, ein Hollywood-Star, die sich um nichts in der Welt so sorgte, wie um das Wohlergehen ihres überzüchteten Hündchens, das vor Degeneriertheit ständig zitterte, eine lila Schnauze hatte und zum zweiten Frühstück stets frisch gekochtes Hummerfleisch erhielt. Auch der Prinz, entthronter Erbe eines Landes, dessen Name häufig in Operetten vorkommt, gefiel Mary ganz ausgezeichnet. Er fühlte den romantischen Vornamen Mariano, hatte die dazu gehörigen melancholischen schwarzen Augen und war im übrigen einer der wenigen in diesem illustren Kreis, der den Kredit des "Hotels der Milliardäre" für sich in Anspruch nahm. Er erhielt ihn, weil er gleichzeitig für die Hoteldirektion Spießdienste leistete, die sie in vielfacher Hinsicht brauchte. Sowohl was Hotelpersonal wie Hotelgäste betraf.

Doch davon ahnte Mary natürlich nichts. Wie hätte sie auch in jemandem, der so wunderbar gepflegte Hände hatte, einen Lump vermutet? Mariano aber dachte: das wär' die Richtige. Da könnte man sich endlich einmal sanieren. Und er begann, der "Prinzessin in Dollars", auf Lob und Leben den Hof zu machen. Die Sekre-täre, nüchterne Amerikaner, sahen es mit Mißtrauen. Ihren besonnenen nationalistischen Gesinnungen hätte es entsprochen, wenn die ungeheuren Millionen Marys dem amerikanischen Staat erhalten geblieben und mit ebensovielen Dollars zu einem riesigen Kapitalfundament verschmolzen wären. Bei diesem Gedanken lachte ihr amerikanisches Herz. Der Prinz war ein Blindhund. Wie es um seine Finanzen stand, hatte man rasch in Erfahrung gebracht. Doch sonderbar: zum erstenmal war mit dem "reichsten Mädchen der Welt" nichts anzufangen. Zum erstenmal folgte es nicht den Ermahnungen seiner Ratgeber. Sondern beharrte auf dem eigenen trotzigem Kopf.

Es hatte schon immer viel Betrieb um Mary gegeben. Sozujagen von ihrer Geburt an. Eigentlich schon vorher. Doch jetzt steigerte sich dieser "Betrieb" zu einfach grotesken Ausmaßen. Der Byzantinismus, mit dem man ihren Willkür huldigte, zeigte den ganzen trostlosen Charaktermangel einer Welt, in der Geist und Herz nichts gelten, sondern nur Scheidbücher und Besitz. Und als endlich das große, wenn auch in den letzten Tagen vorausgesehene Ereignis eintraf — als die dreiundzwanzig-jährige Mary Gould sich mit dem fünfzehn-jährigen Balkanprinzen Mariano verlobte — da nahm der "Betrieb um Mary" ein-sach kein Ende. Ihr Empfangstag war das Glanzvollste, was sich im "Hotel der Milliar-däre" bisher ereignet hatte. Kaiser, Könige und Fürsten, soweit es sie noch gab und soweit die Interessen ihrer Länder mit den Bergwerken, Urwäldern und Farmen Marys verbunden waren, gratulierten. Ein Stockwerk genügte nicht, um die Geschenke zu fassen. In Venedig machte die Hauptpost Ueberstunden, weil es sonst kaum gelungen wäre, die Fülle der Telegramme rechtzeitig zum Lido zu befördern. Zu dem ersten Souper aber, das sie nach öffentlicher Verlobungsbekanntgabe für den engsten Freun-deskreis aus dem Palace-Hotel veranstaltete, trug das reichste Mädchen der Welt ihren ge-

jamten Schmud. Für sechsunddreißig Millionen Dollars Juwelen! In einer Welt, in der man, was den Besitz an Kostbarkeiten aller Art betrifft, äußerst ver-wöhnt und anspruchsvoll war, erregte die Er-scheinung Marys dennoch ungeheure Sensation. Erst konnte man ihr Gesicht, ihre Hände, ihren Körper nicht mehr erkennen, die gebettet waren in ein funkelndes Steinmeer, in einen glitzernden Strom von Krätiosen, der mit einem Brillan-ten diadem auf dem blonden Kopf begann, sich in Perlenketten und Agraffen fortsetzte, Wellen auf den Armreifen und Gürtelschnallen aus Saphiren, Rubinen und Smaragden schlug, aus-ebbte im diamantenbesetzten Saum der Schleppe, die nur die Spitzen der Schuhe zu erkennen gab. Diese aber waren aus reinem Gold.

Erst herrschte Schweigen, dann aber folg-ten Rufe des Staunens und der Bewunderung, die das lebendige Götzenbild Mary erregte. Sie

lächelte in ihrem steinernen Meer, sie nahm die Gratulationen und nicht endenwollenden Kom-plimente entgegen, nun — eben wie eine Göttin. Sie setzte sich neben ihren Prinzen, und man eröffnete das feierliche Mahl mit den raffiniert-esten und erlesensten Lederbissen. Prinz Ma-riano schenkte seinen Gästen selbst das erste Glas Champagner ein. Mary Gould, strahlend im Glück, hob es, um mit ihrem Verlobten auf die Zukunft anzustoßen.

Als sie den ersten Schluck tat, glaubte sie, die Welt sei ein Paradies, geschaffen für ein paar Marys. Sie wußte nicht, daß in diesem Augenblick die Tore der Kohlengrube von "Mary II" sich öffneten, um denen Eintritt zu gewähren, die ihr das Leben zum Paradies machten. Und die wieder einmal einen Streif verloren hatten. Sie gingen mit gesenkten Köp-fen. Doch in ihren Augen lag bereits das Ende von Marys Paradies.

Die Nacht des Grauens

In einem australischen Gefangenenlager

Von Heinrich Hemmer

Die Uhr war zwölf, das Lamp in Dunkel getaucht. Fünftausend Menschen, Deutsche, Oesterreicher, Ungarn, Kroaten, Bulgaren, eine bunt zusammengewürfelte, aus allen Ecken und Enden der Südsee hergeholtte Menge lag drau-ßen in endlosen Reihen, zusammengepfercht, schlafend, stehend, wöhnend.

Einzig bei uns sieben im Atelier waren noch Lebensgeister wach. Pival, unser Diener, machte einen letzten Versuch, die Stimmung zu heben, in dieser grauenvollen, der schrecklichsten und vielleicht für unser Schicksal entscheidenden Nacht.

Er schlug vor, das Gruseln durch Gruseln zu überwinden. Das wird oft in kritischen Momenten versucht und erreicht. Derjenige von uns sollte einen Preis erhalten, sagte er, der das haarsträubendste Erlebnis zu erzählen wisse. Der, dem es gelang, die Gegenwart durch noch schrecklichere Reminiscenzen zu vercheuchen.

Die Lethargie war gebrochen, der Geist be-schäftigt. Wir saßen ein jeder nach. Was hat-ten wir erlebt, daß es in diesem Abenteuer-lamp von Goldwäschern, Seefahrern, Gummi-gräbern, Paradiesvogeljägern, Tropenpflanzern, Landstreichern, Strolchen und christlichen Leuten mit gleich abenteuerlichen Lebensläufen, daß es in einem solchen Milieu Eindruck machen könne.

Die gelbe Schlange

Die erste Geschichte erzählte ein Kauf-mann aus Sabang, den die Engländer vom Dampfer heruntergeholt und in das Konzen-trationslager von Goldsworthy gesteckt hatten. „Jedes Jahr im August“, sagte er, „feiern die Chinesen ihr Totenfest. Sie kommen gegen Abend in großer Prozession die Straße von Sa-bang herunter zum Meere zu. Gelbe, fahle-schorene Priester wandeln unter dem Baldachin, flankiert von Affizienten mit Kultgeräten und gefolgt vom niederen Klerus und Laienvolk in großer Zahl mit Opfern und Papiernachbildungen: Pferde, Schafe, Schweine, Fische, alles auf Zielen, alles aus Papier. Zwischen den einzel-nen Gruppen werden Schüsseln getragen mit fertig bereitetem Speisen: Aa-Aa, Fischge-richte, chinesische Väterchen, Drachen und Vögel darstellend. Den Schluß bilden die Armen und Aermsten: die Bettler. Die Papierfiguren wer-den mit Raketenbeleuchtung ins Meer geworfen,

die Speisen ans Meeresufer gestellt. Wenn die Honoratioren verschwunden sind, stürzen sich die Bettler darauf. Sie essen — diesen einen Tag des Jahres — von den Schüsseln der Reichen.

Wir waren noch junge Leute — ich und mein Freund — und dachten, es sei ein großer Spaß, ein paar chinesische Papiergötter zu rau-ben und sie einem jungen Mädchen zu geben. Wir packten einen Drachen und einen Fisch und rannten damit den Hügel hinauf. Sabang ist terrassenförmig aufgebaut, in Sidakstraßen. Als wir aus der obersten Biegung ins Freie kamen und dem alleinstehenden Sabang-Hotel aufstrebten, bemerkten wir plötzlich, daß man uns folgte. Der ganze Zug der Chinesen war hinter uns her. So schnell wir rannten, schob sich der Zug hinterher — eine gelbe Schlange folgte uns. Die Chinesen, in ihren religiösen Gefühlen be-leidigt, sind Dämonen. Wir getrauten uns die Heiligtümer nicht auf den Boden zu werfen. Noch weniger, sie zurückzugeben. Wir rannten mit dem Drachen und dem Fisch vor der gelben Schlange her. Erreichten das Hotel. Verriegel-ten die Türen. Schenkten die Götter der Tochter des Hauses und atmeten auf.

Kommt der Vater und führt uns zum Fen-ster. Wir sind von wild gestikulierenden Chinesen umzingelt. Die gelbe Schlange hat sich um das Hotel gewunden und droht uns zu erdrücken. Das Tor kracht. Wir sind verloren. Der Kopf der Schlange lugt in die Vorhalle. Scheiben klir-ren. Die gelbe Schlange wälzt sich vorwärts. Wir sind wehrlos gegen die gelbe Bestie, die wir gereizt haben. Sie wird uns die Knochen im Leibe zerdrücken. Wird uns allesamt zu Brei zermalmen. Wer traut sich ihr entgegenzu-stellen?

Ein dreijähriges Mädchen hatte den Dra-chen und den Fisch aufgenommen und trägt jubli-erend die Heiligtümer zu den anderen „Spielzeugen“, wie es denkt, die die Chinesen in Händen halten. Dabei lacht es kindlich und un-schuldsvoll. Das hat uns gerettet. Die Chinesen entrißen dem Mädchen die Götter, und die gelbe Schlange wälzte sich den Hügel hinab.

Ein Meer von Blut

Ihr erinnert euch an den Untergang der „Seine“, zwischen Java und Singapore, sagte ein österreichischer Diplomat, der von Siam her-über geschleppt worden war. Ich war damals in

Singapore und habe einen der Passagiere getroffen, den man gerettet und dorthin zurückgebracht hatte. Er war schneeweiß geworden und rauchte Opium. Er saß in der Gesellschaft lüderlicher Frauenzimmer und lachte. Er kann nichts mehr in der Welt ernst nehmen. Er hat die Furchterliche erlebt.

Wir schwammen, sagte er, nach dem Schiffbruch zu Hunderten umher, weiße, gelbe, braune Menschen, und die Haie schwammen zu Hunderten um uns herum. Wir waren ihre Beute, wenn immer es die Haie nach uns gelüftete. Sie wanden sich um uns herum, angezogen durch den süßlichen Geruch des Menschenblutes. Sie drehten sich und schnappten, als seien wir ihr natürliches Futter. Alle Augenblicke war ein Arm abgerissen, ein Bein aus dem Gelenk gezerrt, ein Rumpf geöffnet. Das Meer rötete sich. Wir schwammen in einem Meer voll Blut.

Ich schwamm mit meiner jungen Frau, sagte der Opiumraucher. Wir hielten einander bei der Hand. Meine Frau betete leise. Dann sah sie mich rührend und unbeschreiblich an. Sie lächelte fast. Plötzlich traten ihre Augen aus den Höhlen, ihr Mund verzerrte sich wild. Ihre Hand ließ los. Ihr Körper wurde in die Tiefe gezogen, ihr Kopf verschwand.

Das Meer färbte sich rötlich mit ihrem Blut.

Hunderttausend Nachen

Es sprachen noch ein Maler und ein Matrose. Der Maler beschrieb eigentlich nur ein Bild. Eine Sandbank mitten im Amazonas. Eine weite, sonnige, braune Fläche. Baumlos, graslos, regungslos. Aber wenn man genauer hinsah, waren es nicht gerippte Sandkörner, die dort lagen, sondern gepanzerte Rücken. Tausende und aber Tausende von gepanzerten Leibern lagen auf der Ebene dicht nebeneinander in der Sonne. Sie liefen in einen schweißlichen flachen Kopf aus, von dem Raubtierzähne wie Dolche in die Höhe ragten. Hunderttausend Nachen erwarteten den Menschen, der dort landet. Es sind zusammengeklappte Krokodilrücken, die sich öffnen wie die Hölle und die so plötzlich und sicher zugreifen, daß es keine Rettung gibt. Ich hörte: man hat einmal einen blonden Mädchenkopf gefunden im Magen so eines Krokodils.

Der Totentanz und das Ende

Sein, ein Leichtmatrose, war in einem ägyptischen Hafen ausgerückt, und als man ihn verfolgte, ein Stück in die Wüste gewandert. Wie ich so durch die Nacht wanderte (er erzählte mit fiebernder Stimme), erhob sich ein Wüstenwind. Mein Fuß bleibt in einer Art Korbgeflecht stecken . . . etwas Hartes, Mundes schlägt mir an den Kopf . . . wie ich danach greife, fassen meine Finger in zwei Höhlen . . . ich stolpere, falle. Eine dunkle Säule kommt von der Ferne auf mich zugetwandert . . . die Sterne verlöschen . . . um mich braust es. Ich liege in einem Schacht, der sich um mich dreht: im Zentrum einer Windhohe. Für einen Moment blinkt oben ein Stern herein und ich sehe das Grauenhafteste. Mein rechter Fuß steckt in dem Brustkorb eines Skeletts, meine Finger in zwei Augenhöhlen. Die Säule, die den Sand aufwirbelte, entblöhte andere Skelette . . . ein Massengrab . . . ein Lager von Gefangenen vielleicht, das ausgestorben war, wie wir aussterben werden . . . durch die Kraft des Windes bewegen sich diese Skelette . . . sie erheben sich und führen einen Totentanz auf, sie steigen auf, sie fallen herab, sie führen einen schauerlichen Reigen um mich auf . . . da wird es wieder finstern und ich höre nur das Klappern der Gebeine . . . War das ein Fieberphantasie oder Wirklichkeit? Wir gaben Sein den Preis: er konnte ihn brauden.

Wußten Sie das schon?

Eine der wildesten Gegenden Europas ist die Insel Ouessant, ein kahler Felsblock, der nur an einigen Stellen zugänglich ist. Unzählige Schiffbrüche haben sich hier ereignet.

In Frankreich sind von 100 Ehepaaren 70 kinderlos.

Erst im 13. Jahrhundert kamen gepflasterte Straßen auf, und Paris ging hierin mit gutem Beispiel voran.

Die Hausgans kann ein Alter von 60 bis 70 Jahren erreichen.

In Arabien darf nur der Mann den Kaffee kochen. Die erste Tasse wird ins Feuer gegossen als Trankopfer an den Scheit-es-Scharif, den Schutzgeist der Kaffeetrinker. Stets dürfen dem Gast nur halbgefüllte Tassen angeboten werden. Ihm eine volle Tasse zu reichen, wäre eine tödliche Beleidigung. — Nach dem Bekanntwerden des Kaffees wußten zwei perische Aerzte den Emir davon zu überzeugen, daß Kaffee ein berauschendes Getränk sei, also unter die Dinge falle, die Mohammed verboten habe. Es wurde infolgedessen ein Verbot des Kaffeetrinkens erlassen und jedermann verfolgt, der diesem Genuß frönte. Große Unruhen waren die Folge. Die Ordnung wurde erst wieder hergestellt, als das Verbot aufgehoben und die beiden Aerzte gehängt wurden.



Es sieht schwarz aus, meine Dame!



Läßt sich nicht bestreiten!



Das hier wird aber helfen!

An einen jungen Mann

Von André Maurois.

Du beginnst dein Leben in einer schweren Zeit. Es gibt in der Geschichte der Menschheit steigende Fluten, die selbst schwache Schwimmer zum Erfolg emportragen. Deine Freunde und du, ihr mühtet gegen den Strom schwimmen. Das ist schwer.

Dennoch sind die Eigenschaften, die euch erforderlich sind, dieselben, die eure Väter ererbt haben. Die Gezeke des Weltalls haben sich nicht geändert: die Methoden, die gestattet, es zu beherrschen, bleiben unveränderlich; während der ersten Schwimmtempi glaubst du zu erkräften, du wirst die Hoffnung aufgeben, je das Ufer des Erfolges zu erreichen. Beruhige dich! Wir haben das alles durchgemacht; man gewöhnt sich daran, aber man muß Schwimmen lernen. Das erste Geheimnis des Erfolges ist Selbstvertrauen. Man vollendet nichts, wenn man nicht an die Möglichkeit des Vollendens glaubt. Dem jungen Schriftsteller erscheint sein erstes Buch endlos; er glaubt, es niemals fertigzuschreiben zu können. Beim zehnten weiß man, daß es möglich ist, und man geht mit frischem Mut an die Arbeit. Was für das Bücherschreiben gilt, trifft auch bei allen anderen Unternehmungen zu. Man wird mit allem oder mit fast allem fertig, man braucht dazu nur Geduld, einen zähen Willen, den festen Vorsatz, immer wieder zu versuchen, bis der Erfolg sich einstellt.

Beide dich nicht! Das Vermögen und die Berühmtheit, die in einem Augenblick entstehen, vergehen auch in einem Augenblick. Ich wünsche dir Hindernisse, Feinde. Der Kampf wird dich fest und widerstandsfähig machen. Mit vierzig oder fünfzig Jahren wirst du das kräftige, vertwitterte Aussehen erlangen, das Felsen, die lange vom Sturm umfaßt worden sind, angenommen haben. Die feindliche Welt wird dich geformt haben. Du wirst ein Charakter sein, aber

auch Charakter haben, und die Meinung der Welt über dich wird dich nur lächeln machen. Wenn man jung ist, erscheint einem alles tragisch. Die ersten Hindernisse kommen einem wie persönliche Beleidigung vor, die menschliche Bosheit empört einen. Sage dir, daß man sich an alles gewöhnt, daß die Zeit, in der du gerade lebst, die schwerste ist, daß die Bitterkeit allmählich müde wird, den unangreifbaren Menschen anzugreifen, und daß das Glück für jene, die feiner würdig sind, mit den Jahren zunimmt. Moralisten sagen zuweilen das Gegenteil, aber dann haben sie eben nicht wirklich gelebt.

Suche weder das Leben noch die Menschen zu überleben. Glaube mir, am Schluß wird jeder nach seinen Verdiensten belohnt; die durch Nachsicht oder durch Ueberleistung gewonnenen Erfolge nützen nichts. Mache deinen Weg auf rechtliche Art. Du wirst vor denen ans Ziel gelangen, die es anders machen. Es ist deine Pflicht, ein anständiger Mensch zu sein, aber es ist auch das beste Geschäft. Ich versichere dir, es gibt noch schöne Karrieren, die man mit der Ehrlichkeit macht.

Sei treu und beständig. Ich weiß wohl, daß man versucht ist, wenn etwas nicht nach Wunsch geht, das Ganze aufzugeben. Das Leben mit einer andern Frau neu zu beginnen, einen andern Beruf zu ergreifen, unter andern Himmelsstrichen leben zu wollen. Laß dich nicht verleiten, diesen scheinbar leichteren Weg zu gehen. In gewissen außerordentlichen Fällen mag eine solche völlige Umstellung deines Lebens notwendig sein, aber für die Mehrzahl der Menschen ist es besser, dort auszuharren, wohin sie das Leben gestellt hat. Es ist ein großes Schicksal, inmitten jener zu altern und zu sterben, mit denen man gestrebt und gekämpft hat.

(Uebersetzt von Anna D r a w e.)

Die silberne Zigarettenboxe

Von Lawrence Du Garde.

Nach Reggie's Meinung war der ganze Tatort einfach mit Beweisstücken überfüllt. Sie waren überall; man konnte einfach nicht gehen, ohne über sie zu stolpern. Eine Tatfahde, die allein den Fall der silbernen Zigarettenboxe so bemerkenswert machte.

Ich weiß nicht mehr, wie es kam, daß Reggie sein Beleid bei mir verlebte — ich nehme an, daß er sich wie stets selbst eingeladen hatte —, bestehen bleibt aber, daß ich meine Zigarettenboxe zum ersten Male am Sonntagvormittag vermisste. Reggie war am Abend vorher angekommen. Wie ich damit scharfsinnig ausgeführt habe — man konnte nicht umhin, schwerwiegenden Verdacht gegen ihn zu fassen. Der Fall sah blüher aus.

Reggie klärte die Situation sofort.

„Fabelhaft,“ sagte er, „die Sache paßt mir.“ „Wie meinst du das?“

„Mein guter Junge,“ meinte er voll nachsichtiger Milde. „Augenscheinlich hast du in letzter Zeit nichts gelesen, bist nicht im Theater gewesen; denn sonst müßtest du wissen, daß in solchen Fällen der Verdacht zuerst immer auf den gutaussehenden jungen Mann fällt, der dann aber zum Schluß die ganze dunkle Geschichte aufklärt.“

Er stellte sich vor einen Spiegel und fingerte mit einem wohlgefälligen Lächeln an seiner Kravatte herum.

„Du siehst ganz und gar nicht gut aus,“ glaubte ich bemerken zu müssen.

„Dir gesagt, dir gesagt,“ murmelte mich Reggie verächtlich. „Ich bin ein Adonis gegen dich, womit diese Angelegenheit als erledigt betrachtet werden kann. Die nächste wäre, daß wir nach Spuren und Beweisstücken suchen.“

„Wie wäre es, wenn wir lieber die Zigarettenboxe suchen würden?“ Reggie machte ein indigniertes Gesicht.

„Sei nicht komisch. Da ist zuerst ein Haufen anderer Dinge zu tun. Alle Spuren und Beweisstücke müssen sorgfältig zusammengestellt und zu logischen Schlüssen gereiht werden. Wenn ich fertiggereicht habe, werde ich die Dose mit einer dramatischen Geste ans Tageslicht befördern. Nach ihr suchen — pah! — davon kann natürlich gar keine Rede sein.“

„Es tut mir wahnsinnig leid, solch einen unsinnigen Vorschlag gemacht zu haben...“

„Also nun,“ meinte Reggie geschäftsmäßig. „Wann hast du sie zuletzt gehabt?“

„Gestern Abend. — Als ich mit dir in der Bibliothek saß,“ setzte ich spitz hinzu.

Ich habe niemals das ungeheure Gnadengeschenk gehabt, einen genialen Detektiv bei der Arbeit zu beobachten, aber wenn man den Kriminalromanen glauben kann, so hat Reggie keine eigentliche Bestimmung schon in früherer Jugend verfehlt. Mit kühnem, entschlossenem Blick begann er auf allen Vieren im Raume herumzukriechen. Plötzlich stoppte er.

„Aha!“ rief er aus. „Hast du sie gefunden?“

„Noch nicht, aber ich habe ein außerordentlich wichtiges Beweisstück entdeckt, eine unglaublich wichtige Spur. Jemand hat in diesem Stuhl gefressen und Zigaretten geraucht!“

„Ja, du; gestern Abend. Und warum du immer die Nase auf die Erde streust, anstatt einen Aschenbecher zu benutzen, werde ich niemals begreifen.“

Mit beleidigtem Gesicht stand Reggie auf: „Wenn ich wirklich diesen Fall übernehmen

joll, muß ich bitten, daß du dich von allen grundlosen Verdächtigungen zurückhältst.“

„Schön, also jemand hat die Nase auf die Erde gestreut.“

„Gerade das, was ich gesagt habe,“ meinte Reggie und ging zum Fenster. „Zugriegelt. Offenbar hat der Täter einen Komplizen gehabt.“ Er riß die Fensterflügel auf und lehnte sich hinaus. „Na, und was ist das?“ fuhr er triumphierend fort und zeigte auf das Blumenbeet. Es war mit Fußtapfen überfüllt.

„Der Georg hat gestern die Rosen angebunden,“ meinte ich, aber Reggie hörte gar nicht zu. Als er sich wieder in das Zimmer hereinbequeme, stieß er auf ein Stückchen trockenen Lehm, das auf der Matte vor dem Kamin lag.

„Und was hast du jetzt zu sagen?“ rief er.

„Na, weil wir gerade davon sprechen,“ sagte ich, „meine Frau meinte zufällig vorhin, ich könnte dich doch einmal daran erinnern, daß wir eine Fußmatte vor der Tür haben. Du hättest die Angewohnheit, sie zu übersetzen, was ihr — meiner Frau natürlich — nicht übermäßig angenehm ist.“

Reggie war empört. „Du machst mir die äußerst schwierigen Untersuchungen nicht leichter mit deinen dauernden Ausfällen,“ fauchte er

und machte sich an die intensive Untersuchung des Kamins.

Zu den bereits vorhandenen Spuren, Beweismitteln und Schlüssen fand Reggie noch elf mysteriöse Fingerabdrücke — alle verschiedenen —, einen Knopf, drei Haare — zwei blonde und ein schwarzes —, eine verdächtige Beule in der Kohlenkammer und eine Photographie von Tante Martha.

„Der Ring der Beweise ist jetzt fest geschlossen,“ meinte er, als er fertig war. „Jeden Augenblick kann ich die Dose haben. Alles, was noch zu tun bleibt, ist, daß du dich vollkommen ruhig verhältst, während ich im Klubsejjel eine Pfeife rauche und meinen Schluß ziehe.“

Damit warf er sich in den aufsteigenden Kautenil. Uebrigens hat er mit der bewußten dramatischen Geste recht gehabt. Ganz in Gedanken glitt seine rechte Hand in die Rocktasche und brachte die silberne Zigarettenboxe ans Tageslicht.

Vollkommen aufgelöst musterte er sie einige Augenblicke.

„Das zerstört mir die beste Detektivarbeit, die je geleistet worden wäre,“ murmelte er dann traurig.

„Das tut mir schrecklich leid, Reggie,“ meinte ich. „Ich habe getan, was ich konnte, um dir zu helfen. Um ehrlich zu sein — ich habe natürlich gesehen, wie du sie gestern abends in Gedanken eingesteckt hast.“



Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 32. Post Modlan bei Teplitz-Schönau.

Schachaufgabe Nr. 202.

Von W. H. Ortschürkoff, Moskau. (Schachmitteilungsblatt.)

Schwarz: Kd4, De2, Tf4, Sp4, Bg5 (5).



Weiß: Ke8, Dh7, Ta5, h4, Lg7, g3, Sp4, e5, Bb3, d2 (10).

Matt in 2 Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 199: Dg1—e3!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Wenzel Adolf, Arnsdorf bei Haida; Hieke Josef, Fritsch Anton, Hauptmann Franz, sämtliche Markersdorf; Böhm Heinrich, Jonsbach; Beutel Wilhelm, Arnsdorf bei Tetschen; Hyna Josef und Franz, Hostomitz; Mildorf Adolf und Pachmann Reinhold, Tschau; Triltsch Gustav, Wisterschan; Bittner Richard, Fuchs Hans, Neubert Anton, sämtliche Kleinaugst; Walter Ludwig, Robek Franz, Schmied Ferdinand, sämtliche Kwitkau; Dinnebler Emil, Tetschen; Kraus Gerhard, Turn.

Partie Nr. 62.

Gespielt im Kreiseinzeltturnier 1933 am 23. April 1933. Grünfeldverteidigung.

Weiß: Gaugl, Marienbad. Schwarz: Körbl, Altröhlau.

- 1. d2—d4 d7—d5
- 2. Sg1—f3 Sg8—f6
- 3. c2—c4 e7—e6
- 4. Sbl—c3 Lf8—e7
- 5. c4×d5 Sf6×d5
- 6. e2—e4 Sd5×c3
- 7. b2×c3 0—0

Dies beweist die Unkenntnis der Grünfeldverteidigung. Die ganze Verteidigung in dieser Variante gipfelt in dem Vorstoß c7—c5, der anstatt der 0—0 geschehen sollte. Der Vorstoß c5 besitzt verschiedene Vorteile. Angriff auf das gegnerische Zentrum und für das Endspiel Mehrheit am Damenflügel.

8. Dd1—b3 c7—c6

9. a2—a4 ...

Vorbereitung zu dem Zuge Lc4, welcher jetzt wegen b7—b5 nicht gut folgen kann.

9. ... Dd8—c7

10. Lc1—a3 Tf8—e8

11. Lf1—c4 e7—e6

Eine weitere Verschlechterung der schwarzen Stellung ist durch diesen Zug erreicht. Lc8 wird in seiner Entwicklung gehemmt und hierdurch die ganze Stellung beeinträchtigt.

12. 0—0 a7—a6

13. a4—a5 ...

Zur Begründung dieses Opfers folgendes; Schwarz droht b7—b5! Dies soll aber unter allen Umständen hintangehalten werden. Nimmt Schwarz den Bauer a5, so Abzug des Läufers mit der ungefähren Folge: 13. Dxa5, 14. Ld6, Dd8, 15. Lb8, Tb8, 16. Lxa6! Eine Analyse zeigt zugleich die Schwäche auf a6 auf.

13. ... Sb8—d7

14. Sf3—g5 ...

Nach der Position die Kombination.

Folgende schöne Kombination droht bereits:

15. Lx×e6 f×e 16. Se6 D—beliebig. 17. Sg5 Kh8.

18. Sf7 Kg8, 19. Sh6 Kh8, 20. Dg8 Tg8, 21. Sff7 matt. Eine elegante Wendung. Mit dem Springerabzug entgeht Schwarz diesem Schicksal, kommt vom Regen in die Traufe.

14. ... Sd7—f6

15. e4—e5 Sf6—d5

16. Sg5—e4 Lg7—f8?

Verliert eine Figur. Am besten war wohl 16. Dxa5. Die kommenden Vergewicklungen mußten eben in Kauf genommen werden. In einer schlechten Lage gilt als bestes Verfahren, unerschrocken vorzugehen. Geht es schief, dann ist es eben so auch verloren. Ist aber immer noch einem langsamen aber sicheren Tode vorzuziehen.

17. Lc4×d5 Lf8—g7

18. Ld3—d6 Dc7—d8

19. Ld5—c4 aufgegeben.

(Anmerkungen von R. G. M.)